5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Böttbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Böttbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1405). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 49 | Halle a. S., Sonnabend den 10. Oktober | 1914

Antwerpen genommen!

Die Stadt seit Freitag Nachmittag in deutschem Besitz!

(W. T. B.) Großes Hauptquartier 9. Oktbr. abds. (Amtlich). Heute vormittag sind mehrere Forts der inneren Befestigungslinie von Antwerpen gefallen. Die Stadt befindet sich seit heute nachmittag in deutschem Besitz. Kommandant wie Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Nur einzelne Forts sind noch vom Feinde besetzt. Der Besitz von Antwerpen wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Zum Fall von Antwerpen

schreibt das „B. T.": Ein Jubelruf wird durch alle deutschen Lande gehen. Eins der wichtigsten Bollwerke der Welt ist dem Feinde in knapp 12 Tagen entrissen worden! Dem Sieger von Antwerpen, von Beseler dürfen wir neben von Hindenburg stellen. Auch er ist ein eiserner Charakter und ein genialer Kopf. Hinter den belgischen Verteidigern stand England. Man kann wohl sagen, mit erhobener Hetzpeitsche. In der „Deutschen Tageszg." liest man: Der Fall Antwerpen ist ein Schlag, der nicht nur Belgien niederwirft, sondern der auch England auf das empfindlichste treffen muß. Antwerpen war der Brückenkopf zu dem englischen Angriff gegen unsere Flanke oder unseren Rückzug. Die englische Hilfsaktion für Antwerpen hat sich als zwecklos erwiesen. Sie vermochte das Schicksal Antwerpens nicht einmal aufzuhalten, geschweige denn zu wenden. So ist England auch direkt zu unserer Genugtuung mit in die Niederlage verwickelt!

Von den letzten Kämpfen.

Berlin, 9. Oktober. (Voss. Ztg.) Ueber die letzten Kämpfe vor dem Fall der Festung gehen uns nachstehende Meldungen zu: Antwerpen wurde, wie Flüchtlinge versichern, nur noch von Engländern verteidigt, die andauernd Zuzug erhalten, während die Belgier nach der Sprengung der Brücken westlich abgezogen sind. Dagegen meldet der Rotterdamer Courant aus Roosendaal, die Belgier hätten die Schelde überschritten, um dort Verteidigungsstellungen einzunehmen, während die Engländer die äußersten östlichen Stellungen, auf die sich die Hauptangriffe der Deutschen richteten, einnahmen.

Aus dem Umstand, daß die jüngst ausgehobenen belgischen Rekruten in England ausgebildet werden sollen, wird entnommen, daß die Belgier nach Ostende zu entweichen gedenken.

Der Rückzug verlegt!

Selzaete, 9. Oktober. Die Deutschen haben bei Dendermonde eine Notbrücke über die Schelde geschlagen und sind darüber gezogen. Die deutschen Truppen marschieren jetzt auf die Richtung St. Nicolas. Hierdurch wird der Besatzung Antwerpens der Weg nach Ostende abgeschnitten sein. Daraufhin haben die Belgier die Brücken bei Loeken und Ham gesprengt, um den deutschen Ausmarsch nach St. Nicolas zu verhindern. König Albert, der gestern in Selzaete angekommen ist, ist heute morgen nach der Feldarmee in das Land Waes abgereist. (B. Z.)

Der Zusammenbruch.

Haag, 9. Oktober. (Privattelegramm.) Der südliche Teil Antwerpens steht in Brand. Das Hippodrom ist abgebrannt, das Gerichtsgebäude und das Museum sollen schwer beschädigt sein. Viele Zehntausende sind nach Holland auf der Flucht. Die Bürgerwehr wurde entwaffnet. Belgische Truppen, die westlich der Schelde gestanden zu haben scheinen, sind zurückgeschlagen. Neuerdings trafen starke englische Truppenverstärkungen ein. Der Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" gibt folgende Schilderung aus Roosendaal: Während ich das schreibe, dröhnt fortwährend Geschützdonner, etwa zehn Schläge pro Minute, am Himmel herrscht helle Glut vom brennenden Antwerpen. Deutlich sieht man die Kanonen aufblitzen. Endlose Karawanen von Flüchtlingen kommen Tag und Nacht ohne Unterbrechung. Die Flüchtlinge erzählen: Flugzeuge werfen Bomben und Zeppelin wirft brennende, nach Naphtha riechende Flüssigkeit aus. Alle Granaten zünden, wohin sie fallen, und auflodernde Flammen sind die Folge. Die Schiffsbrücke über die Schelde ist zusammengeschossen. Die Polizei geht von Haus zu Haus, um die letzten Menschen auszutreiben. Ueberall herrscht eine unbeschreibliche Panik.

Es verlautet, daß die belgische Armee, falls sie zum Rückzuge gezwungen würde, nicht in der Richtung der holländischen Grenze, sondern nach Ostende ziehen würde, um mit den Armeen der Verbündeten Fühlung zu behalten. Die Ueberreste der belgischen Armee würden sodann in den Reihen der Engländer und Franzosen kämpfen. Im Zusammenhange damit werden neu einberufene junge belgische Rekruten in England ausgebildet werden.

König Albert und die Königin

wollten in der Stadt bleiben, man übersenzte sie aber, daß es zwecklos und für das Land unheilvoll sein dürfte, falls sie länger in der Stadt weilten. Denn sollte der König verwundet oder gefangengenommen werden, dann wäre dies für die Unabhängigkeit Belgiens und für die Widerstandsfähigkeit der Armee schlimmer, als wenn Antwerpen selbst fiele.

Die Engländer als Verteidiger.

Die „Kölnische Zeitung" meldet von der holländischen Grenze unterm 8. Oktober: Der „Amsterdamer Telegraph" berichtet über die militärischen Vorgänge in der Antwerpener Stellung: Die schweren englischen Geschütze haben das Feuer der Angreifer fortwährend erwidert. Die englischen Kanoniere blieben wie festgenagelt auf ihrem Posten. Die deutschen Truppen setzten unaufhaltsam alles ein, um binnen kürzester Zeit Antwerpen zu Fall zu bringen. Die Forts sind durch die Engländer besetzt. Die Oberleitung der Verteidigung war mit Zustimmung des Königs Albert den Verbündeten anvertraut worden. Die Engländer hatten ihre Schiffsgeschütze in der zweiten Verteidigungslinie aufgestellt. Diese Linie ist außerdem verstärkt durch zahlreiche französische Schnellfeuergeschütze und einige als Kraftwagen gefahrene Creuzot-Batterien, bedient durch geübte Kanoniere. Diese Verteidigungsmittel haben manches Regiment der angreifenden Kolonnen stark mitgenommen, was jedoch auf die deutsche Heeresleitung wenig Eindruck zu machen schien, wenn nur das Ziel erreicht würde. Nach der Meldung hatten die Deutschen annähernd 300 000 Mann für den Angriff auf Antwerpen bestimmt.

Ein englisches Blatt zu der Beschießung.

„Daily Chronicle" meldet aus Antwerpen: Es sind die schweren Geschütze, welche hier den entscheidenden Einfluß haben, es ist ein Kampf zwischen Krupp und lebendem Menschenmaterial. Bei Tag und meist auch in den Nächten wird die tobdrohende Beschießung fortgesetzt. Wenn die Granaten eine Stellung unhaltbar gemacht haben, rücken die Deutschen vor. Stoßen sie dann auf den Widerstand der feindlichen Infanterie und müssen zurückgehen, so wird das Granatfeuer verdoppelt, bis sich die belgischen Regimenter zurückziehen müssen. Die Behörden sehen der weiteren Entwicklung der Dinge mit tiefem Ernst entgegen. Die Deutschen können jetzt schon die Stadt mit ihren Geschützen vom zweitgrößten Kaliber erreichen. — Trotz der Abreise des Ministeriums bewahren die Einwohner die Ruhe und versichern, daß die Stadt niemals erobert werden solle. (B. Z.)

Die Völkerwanderung nach Holland.

Rotterdam, 9. Oktober. Nachdem gestern abend vom Antwerpener Militärgouverneur die Parole ausgegeben worden, wer das Leben retten wolle, solle flüchten, und zwar nach Norden oder Nordosten, kamen die Flüchtlinge wie die Sündflut über die Niederlande. Schon gestern abend waren alle Städte Brabants mit Flüchtlingen überfüllt. Die ganze Nacht hindurch rollten dumpf in regelmäßigen Zwischenräumen die endlosen belgischen Züge über den Viadukt, der unsere Stadt quer durchschneidet. Da sah man am Bahnhofe, wo eine tausendköpfige Menge neugieriger und hilfsbedürftiger Leute sich angesammelt hatte, Szenen, die Erinnerungen an langverflossene Zeiten wachriefen, als zur Zeit Parmes halb Flandern und Brabant nach Holland übersiedelte. Es war eine regelrechte Völkerwanderung. Flüchtlinge, die hier blieben, wurden genährt, auf Transportwagen durch die Stadt nach den Auswandererhallen der großen Schiffahrtsgesellschaften gebracht. Viele sind auch bei Familien untergebracht. Sehr viele weiter geschickt. Der Flüchtlingsstrom dauert an. Auch Hunderte von Schiffen sind gekommen. Heute sind die belgischen Staatsbahnbeamten nach Roosendaal gekommen, um ihre Familien in Sicherheit zu bringen. Sie werden versuchen, über Terneuzen ins Land zurückzukehren. (B. Z.)

Der Kampf in Frankreich.

Genf, 9. Oktober. Französische Beurteiler der durch die Ausdehnung der Operationen bis zur Meeresküste neugeschaffenen Lage betonen: Kluck führte diese Bewegung herbei, in der Absicht, den geschwächten französischen linken Flügel vor ungeahnte gefährliche Aufgaben zu stellen. Die vom französischen Generalstab unumwunden zugestandene Stoßkraft der Deutschen zwischen Somme und Oise und in der Gegend von Roye, wo der Durchbruch der Deutschen immer noch droht, ist unverringert. Das Arraser Rathaus sei deutscherseits bombardiert worden. (L.-A.)

Der letzte französische Bericht.

(W. T. B.) Paris, 9. Oktober. Das amtliche Communiqué, das 3 Uhr nachmittags erschien, meldet: Die allgemeine Lage ist nicht verändert. Auf unserem linken Flügel operieren beide Kavallerien noch immer nördlich von Lille und La Bassée. Die Schlacht zieht sich hin auf einer Linie, die von Vers-Arras-Bray zur Somme, Chaulnes, Roye und Lassigny begrenzt ist. Vom Zentrum bei der Oise und Maas werden einige Einzeloperationen gemeldet. Auf dem rechten Flügel bei Woevre fand ein Artilleriekampf auf der ganzen Linie statt. Die Lage ist dort und in den Vogesen und im Elsaß unverändert.

Die Russen weichen!

(W. T. B.) Wien, 10. Oktober. (Amtlich.) Unser Vorrücken zwang die Russen in ihren vergeblichen Anstrengungen gegen Przemysl, die in der Nacht auf den 8. Oktober ihren Höhepunkt erreichten und den Stürmenden ungeheure Opfer kosteten, nachzulassen. Gestern vormittag wurde das Artilleriefeuer gegen die Festung schwächer. Der Angreifer begann, Teile seiner Kräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellte sich unseren vordringenden Kolonnen ein starker Feind zum Kampfe, der noch andauert. Aus Roßwadow sind die Russen bereits vertrieben, auch in den Karpathen steht es gut. Der Rückzug der Russen aus dem Marmaroser Komitat artet in Flucht aus. Bei Vocoke wurde eine starke Kosakenabteilung zersprengt. In diesen Kämpfen zeichnete sich auch das ukrainische Freiwilligenkorps aus. Die eigene Vorrückung über Becsko und über den Berecke-Paß ist im Fortschreiten gegen Slawsko und Tucholka. Der vom Uszsoker Paß geworfene Feind wird über Turka weitergedrängt.

Der Stellvertreter des Chef des Generalstabes:
v. Hoefer, Generalmajor.

(W. T. B.) Die russische Armee ist, wie die „Neue politische Korrespondenz" erfährt, dem Entscheidungskampfe mit der Hindenburgschen Armee ausgewichen und hat sich hinter die Weichsel zurückgezogen. Dieser Rückzug ist deshalb von entscheidender Bedeutung, weil dadurch die österreichischen Truppen von der russischen Umklammerung endgültig befreit und die Stoßkraft unserer dortigen beiderseitigen Armeen weiter verstärkt wird. Dieser Situation gegenüber scheinen die von Lomsha über Lyck marschierenden russischen Truppen eine den Rückzug deckende Kolonne des rechten russischen Flügels zu sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410101/fragment/page=0001

Bei den Geschützen vor Antwerpen.

Aus dem Tagebuche eines Feldarztes.

Heute war Angriff auf der ganzen Linie. Nun geht es Mache auf Antwerpen, das letzte Bollwerk Belgiens, das uns noch widersteht. Für mich war der Tag ziemlich anstrengend. Um 11 Uhr vormittags wurde nämlich die Kompagnie vorgezogen und ich durch einen Radfahrer zur Division geholt, wo mir der Chef den Befehl übermittelte: „Leichtverwundetensammelplatz wird von der Sanitätsbrigade am Nordausgang von A. eingerichtet." Zur Kompagnie zurückgekehrt, nehme ich mir rasch vier Leute mit, die mich auf Rädern begleiten, und nun geht es den einsamen Weg entlang. Ich war gespannt auf A., denn dort war wie in Löwen ein hinterlistiger Ueberfall auf unsere Truppen erfolgt, und auch da hatte ein strenges Gericht gewaltet. Die Stadt liegt in dem reichen und anmutigen belgischen Gelände sehr hübsch. Aber von den Aussehen des Innern kann sich der, der es nicht gesehen hat, unmöglich eine Vorstellung machen. In einem Gemisch von Hausrat und Unrat, von Scherben, Fett und Jauche, von Kleidungsstücken, verwelschenen Wild, Konservenbüchsen, von Wagen- und Fahrradtrümmern, kurz in einem ungeheuerlichen Chaos von Schutt und Schmutz, mußten wir herumwaten, um einen Ort für den Sammelplatz zu finden. A. ist ausgestorben. Man sieht jetzt keine Menschenseele mehr hier, nur leere Straßen mit teils verbrannten, teils ausgebrannten und ausgeräumten Häusern. Als ich geltern eintam, befand sich außer in dem Spaltenhaus in der Mitte der Stadt auch kein einziger Soldat in A. Wie graufig ist es, so als einziger Mensch — meine Leute waren im Invalidenhaus — durch einen einst blühenden Ort, eine reiche Stätte des Lebens, zu gehen, wo das Echo jeden Schrittes laut durch die namenlose Stille hallt. Aus den Fenstern fnallt es jetzt nicht mehr, obwohl sie einen ungestraft und unerwischt niederschießen könnten wie einen Hund. Sie haben augenscheinlich eine entsetzliche Angst bekommen, nachdem ein strenges Gericht über sie ergangen ist.

Das Kloster richtete sich zum Leichtverwundetenlammelplatz ein. Aber wie sieht es aus! Ein großer schöner Bau mit Schlafsuben und Lehrmitteln, mit Klosterkirche, Reflektorium usw. Die Außentore sind jetzt eingeschlagen, in den Gängen des Unterstockes liegt schmutziges Stroh; alles ist grauenhaft verwüstet, verwelschte Schlachtvieh liegt umher, und ein scheußlicher Geruch verpestet die Räume. Glücklicherweise kam es nicht zur Errichtung des Sammelplatzes, sondern ich erhielt durch einen Radfahrer den Befehl, mit meinen Leuten der Kompagnie, die auf einer Hauptchaussee vorgerückt sei, zu folgen. In fand die Kompagnie an der genannten großen Hohlstraße, wo sie ins Quartier ging. Das Wasser war leider selbst nicht zum Waschen zu benutzen, und nachdem des Schlafes war man in der Gefahr, von Flöhen aufgefressen zu werden.

Am andern Tage fuhr ich vor- und nachmittags auf dem Rade zu unsern neuen Stellungen. Herrgott, wie liegt das alles schön! Die Antwerpener Landschaft hat einen großartigen Zauber, sie ist reif und fruchtbar. Sie trägt bereits den Charakter der holländischen Gegenden, die ich so sehr liebe. Das Dorf, in dem unsere Artillerie aufgefahren ist, bietet sich als ein reizendes Oertchen auf einem Hügel dar, inmitten von Strauchwerk und Bäumen. Ganz oben liegen Kirche und Pfarrhaus. Der geistliche Herr muß hier ein behagliches Wohnen gehabt haben; die Bibliothek, Speisesaal, Zimmereinrichtungen zeugen von Wohlhabenheit. Ich stieg zum Boden hinauf, um von hier eine gute Aussicht zu haben. Das Bild, das sich nun den Blicken bordot, kann eigentlich nur ein Dichter beschreiben: unter mir die breite fruchtbare, leicht hügelige Ebene mit ihren anmutigen Baumgruppen, weithin sich dehnend. Doch hinten am Horizont! Der schwere massive Turm da drüben ist der von Mecheln, und Mecheln brennt! Mächtig geballte weiße Rauchwolken liegen darüber; etwas näher rechts davon ist schon ein Fort von Antwerpen, aus dem ebenfalls düstere Rauchwolken emporsteigen; weiter nächts ein anderes Fort. Aus einem klosterartigen, massiven Bau des Fortes, auf dem Fahnen, natürlich belgische, wehen, sieht man mit dem Glas von dort her eine hohe flackernde rote Feuersäule aufsteigen; schwere Rauchschwaden, schon für das bloße Auge sichtbar, wälzen sich wie Trauerschleier über die Gegend; dahinter weiße Rauchwolken hoch in der Luft. Unsere langen Geschütze beschießen die Zufahrtsstraßen von Antwerpen zu den Forts. Der ganze Horizont raucht.

Und ganz, ganz hinten, ein hoher spitzer Kirchenturm, mit dem Prismenglas deutlich erkennbar — Antwerpen.

Man kann sich nicht losreißen von dem fesselnden Bild, dessen Betrachtung nicht ganz harmlos und ungefährlich ist, weil die Belgier Miene machen, sich auf Pfarrhaus und Kirche einzuschießen. Auf dem Turm neben mir sitzt nämlich ein Artillerieleutnant mit dem Scherenfernrohr. Das einzig hörbare Geräusch ist das metallische Krachen unserer Artillerie. Nur der Fesselballon mit seinem nervenstarken Zielbeobachter schwebt an unsichtbarem Seil über dem Tal. Die beidenswerten Artilleriehauptleute des Stabes müssen eine unvergeßliche Aussicht haben.

Ich reiße mich von dem wunderbaren Bilde los und rase hinunter zur Stellung unserer schweren Artillerie. „Bäm!" ertönt es immer lauter, schlagartiger, krachender, in der Nähe vergleichbar einem wuchtigen Schlag in einen hohlen Eisentopf. „Donner" ist für den Ton unserer großen Geschütze zu wenig bestimmt, zu lang hinhallend, kein guter Vergleich. „Bum" ist völlig unkarakteristisch. Das Geschütz „donnert" nicht, es schmettert über. In der Ferne mag es dann ja mehr nach Donner klingen. Jetzt bin ich heran. Auf einer Leiter sitzt ein Leutnant; es ist die lange, freistehende Feuerwehrleiter aus Brüssel, die aufgerkurbelt hier zur Zielbeobachtung dient.

Abends kam ich müde nach Hause. Nach einer halben Stunde Ruhe plötzlich ein Rufen, ein Laufen, ein Rennen auf der Straße. Und jetzt kam es im Mondschein herangewälzt als Krönung des Tages. Mühselig knarrende Lastautos, mit Riesenrädern die breite Chaussee durchfurchend, an jeden angekoppelt, ein schwerer Eisenlastwagen, beladen mit unwahrscheinlich riesigen Massen. So malt sich ein Doppelwagen nach dem andern mühselig herauf, jeder einen Teile eines riesigen Gebäudes. Zu beiden Seiten Infanterie, und das Feldheer der durchfahrenden Dörfer steht stumm Spalier und blickt — freudestrahlend und stolz auf den Sieger von Lüttich, von Namur, auf unsern Wundermörser. Keiner zweifelt, daß er es auch hier schaffen wird!

Auf der Streife durch Russisch-Polen.

Von Vizefeldwebel d. L. **Rudolf Dammert.**

Mit Genehmigung des Oberkommandos in den Marken veröffentlicht.

Wir hatten auf Vorposten an der russischen Grenze gelegen, ohne in unserer wachsamen Ruhe vom Feinde belästigt zu werden. Aus der Ferne schimmerten die Gemäuer der Grenzkasernen herüber, die die Kosaken vor ihrem Abzug ins Innere selbst in Brand gesteckt hatten. Diese ersten Flammenzeichen des Krieges hatten das Grenzgebiet bereits am Donnerstag, den 30. Juli, in Rauch und Schrecken gehüllt, also zu einer Zeit, da unser Ultimatum an Rußland noch nicht abgegangen war, ein Beweis, daß Rußland unabhängig von unserer Haltung die Grenztruppen von dem Kriegsausbruch gegen Deutschland bereits im Laufe des Juli benachrichtigt hatte.

Die russische Grenzinfanterie hatte sich in dieser Gegend landwärts zurückgezogen und überließ es mehr oder weniger starken Kosaken- und Kavallerieverbänden, das Grenzgebiet zu durchstreifen. Es befinden sich in diesem Gebiet von Russisch-Polen hauptsächlich deutsche Ansiedler, die es durch Fleiß und Tüchtigkeit — eine sonst hier seltene Tugend — zu gutem Wohlstand gebracht haben. Ueberall wird die deutsche Muttersprache noch gesprochen, und mancher der Großmann hat einstens in einer deutschen Garnison seiner Dienstpflicht genügt. Diese deutschen Pioniere einer entrogreichen Landwirtschaft erleiden in diesen Zeiten ein grausames Martyrium. Die Kosaken sind angewiesen, Ausbehungen zu veranstalten. Da sie von einem fanatischen Deutschenhaß beseelt sind, kann man ihnen keine größere Freude bereiten, als wenn man ihnen angebliche Deutschenfreunde denunziert. Sie werden weggeführt und ohne weiteres als „Spione" erschossen. Scharenweise flüchten polnische Bauern auf deutsches Gebiet, und fast täglich kommen Hilferufe über die Grenze.

Wie eine Erlösung empfanden wir es daher, als eines Nachts der Befehl kam, gegen das feindliche Raubgesindel vorzurücken. Bald nach Mitternacht traf unsere Ablösung ein. Alles Landwehr zweiten Aufgebots. Neugierig schauten in ihren langen Kaftans die Bewohner des russischen Grenzstädtchens, bei dem Hauptstraße erst unsere Wiener fahrbar gemacht hatten, dem Hunten Treiben zu. Und wir waren überzeugt, daß unser Vorhaben durch verräterische Signale und geheime Boten dem Feinde bereits zugetragen war. Die eisernen Rationen wurden verteilt und verpackt. Mit donnerndem Gepolter fuhr Artillerie auf, bald darauf reihten sich unserem Zuge auch Radfahrer- und Maschinengewehrabteilungen ein, an der Spitze ein Trupp Kavallerie. Da in der Richtung unseres Weges eine stark belegte russische Garnisonstadt lag, war es zweckmäßig, die Säuberung der dazwischen liegenden Gegend durch gemischte Waffengattungen vorzunehmen. Wärcher Mikolaus hatten die Ohren geklungen haben, was er alles zu Ohren bekam, als wir am Gemeindehaus des russischen Städtchens vorüberkamen; den da hing, an einem Stricke baumelnd, der Herrscher aller Reußen als wohlgelungene Strohfigur, während oben auf dem Dache die deutsche Flagge wehte. Noch immer es hinter mir: „Laus, laus, laus, aus, aus", als ich als Führer der Spitze den Vormarsch antrat.

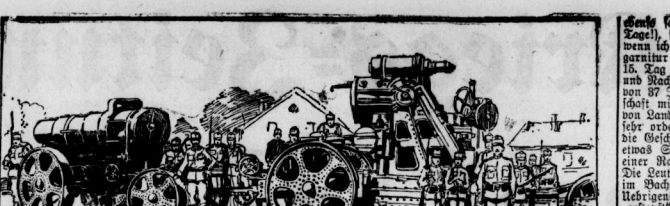
Von den russischen Straßen kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Sie sind zumeist nur durch eine Fahrtrinne erkenntlich, die in den Sand eingegraben ist. Kommt Lehmboden dazwischen, wie dies zumeist in Ortschaften der Fall ist, so ertönen die Straßen in Pfützen aus. Da führt der Weg bald durch Wasserlachen, bald durch eine Schmutzmasse, so schlüpfrig, daß man sich wie auf einer Rollschuhbahn vorwärts bewegen muß. Wie schwierig es für die schwerbepackte Infanterie, die Geschütze und Munitionskolonnen ist, auf solchen Wegen vorzukommen läßt sich denken. Trotz dieser Hindernisse haben unsere braven Landwehrleute in drei Tagen über 100 Kilometer zurückgelegt. Manches wohlgepflegte Bäuchlein dieser Leute im Alter von zumeist 35 bis 39 Jahren, das schon in den vorangegangenen Wochen von seiner Rundung verloren hatte, hat dabei enger geschnürt werden müssen. Und der Humor ist doch stets Sieger geblieben!

Von einigen öden und ungepflegten Sandstrecken abgesehen, ist das russisch-polnische Gebiet, das wir durchstreiften, voll landwirtschaftlicher Reize und von wohltuender Fruchtbarkeit. Einige größere Waldgebiete waren wohlgepflegt, und wir erfuhren, daß sie der Aufsicht eines deutschen Försters unterstehen, der sie nach deutscher Methode aufgeforstet hat. Man kann in dieser Gegend ganz im allgemeinen sagen: was auf dieser polnischen Erde an Werten geschaffen wurde, ist deutscher Tatkraft zu verdanken. Die großen landwirtschaftlichen Güter befinden sich unter der strengen, sachkundigen Zucht und Leitung deutscher Verwalter, und die Bauerngehöfte hier unterscheiden sich hier darum so vorteilhaft von den sonstigen verfallenen, verschmutzten, polnischen Bauernhütten, weil hier seit Generationen deutsche Ansiedler tätig sind. Wohin das Auge blickt, wohlgepflegte Felder, meist mit Roggen, Rüben oder Kartoffeln bestellt, stattliches Groß- und Kleinvieh, etwa alle zwei Stunden kleinere Siedlungen, meist um einen größeren Gutshof gruppiert. Die Bewohner sind freundlich, freilich ängstlich und zurückhaltend; viele brachten die Vorbeireisenden Tee und Milch und Obst. Im ganzen wertvolles Gebiet, das schon jetzt vom Deutschtum durchdrungen ist und nur noch deutscher staatlicher Führerge bedarf. Vor allem aber fehlt es an den Verkehrsmitteln. Nur wenige Eisenbahnlinien durchziehen das russische Polen, und auch die natürlichen Wasserstraßen stehen sich in einem trostlos verwahrlosten Zustand. Welche Bewegungskraft bietet z. B. die gewaltige Wassermasse der Weichsel! Von der deutschen Grenze ab trägt sie beliebig große Lasten; auf russischem Gebiet aber ist sie fast völlig unschiffbar, wellenweise so verwildert, daß man fast durchwaten kann. Und durch diese Versandung wurde das ausgedehnteste und verbesserte Flußbett auf deutschem Gebiet immer aufs neue verschüttet. Nichts geschieht im heiligen russischen Reiche, und in wahnwitziger Verblendung frönnt dessen Herrscherhaus unerstättlicher Ländergier, statt das eigene große Land erst einmal zu erwerben, um es in Wirtschaftlichkeit zu besitzen.

Ein ganz anderes Bild als das Landgebiet, das dem unsrigen im Osten ähnelt, bieten die ziemlich spärlichen Städte. Sie sind fast ausschließlich von Juden bewohnt. Einige wiesen stattliche weißtünchene Steinbauten und leidliches Pflaster auf und wurden sauber gehalten. Aus den Fenstern schauten teilnahmslos ernste, schwarz umrahmte, oft edelgeschnittene Gesichter. Wir zogen es im allgemeinen vor, in Dörfern Rast zu machen, zumal uns bekannt war, daß sich in den Städten zahlreiche verkleidete Kosaken aufhalten, die wohl auch bei einem Aufenthalt an verdächtigen Plätzen in der Regel den Bürgermeister und andere Amtspersonen während unserer Anwesenheit als Geiseln für unsere Sicherheit festnahmen, so konnte dieser Schutz doch nicht gegen jeden Verrat innerhalb der Stadtmauern ausreichen. Es ist ja auch schwierig für eine Ortsbevölkerung, Charakterstärke zu bewähren, wenn heute auf dem Rathaus die deutsche Flagge gehißt, sie morgen unter Drohungen von Kosaken heruntergeholt und übermorgen wieder von deutschen Truppen aufgezogen wird.

Noch heute verfolgen die Russen, wenn sie nicht in gewaltiger Ueberzahl sind, die Taktik von 1813. Sie ziehen sich vor einem anrückenden, selbst weit schwächeren Gegner zurück, weichen einem Zusammenstoß aus, verstecken sich, um bei Gelegenheit einzelne kleinere Abteilungen zu überfallen und tauchen, wie aus dem Boden gewachsen, wieder auf, sobald der Gegner die Gegend verlassen hat. Sie werden in dieser Taktik unterstützt durch die Verräterei der ihnen gefügig gemachten Bewohner, die ihnen die Signale geben, Unterschlupf und Verteidigung gewähren. Es ist uns in einzelnen Fällen gelungen, solche Kosakennester auszuheben, nachdem die Wandschränke und versteckten Türen unserer Beispiele gewichen und die Dachböden abgesucht waren. In welchen Schmutz und Pestgeruch wir da oft genug hineinkriechen mußten, das läßt sich nicht wiedergeben. Obwohl wir mußten, daß wir ständig vom Feinde umlauert waren, war es uns doch nicht möglich, ihn in einem größeren Gefecht zu packen.

Der Zweck unserer Streifzüge aber wurde erreicht, ein großes Stück von Russisch-Polen ist vom Feinde gesäubert, die Garnisonstadt dieser Gegend genommen, und es wird sich da so bald kein größerer feindlicher Truppenverband wieder sehen lassen. Die Ausbehungen für die russische Armee sind hier gestört, wenn nicht — unmöglich gemacht, unsere Truppen können sich hier — mit der selbstverständlich immer gebotenen Wachsamkeit gegen Kosakenpatrouillen — frei ergehen. Unser Regiment hat bei diesen Streifzügen fünf Mann verloren. Sonstige Verluste blieben uns erspart, während die Kosakenverbände bieser Gegend erheblich gelichtet wurden.



Die österreichischen Motor-Mörserbatterien i. Westen.

Wie unsere Krieger waschen und kochen.

Ein Leser in Geisenheim stellt der „Frankf. Ztg." einen Feldpostbrief zur Verfügung, aus dem wir einige Stellen wiedergeben, die vor allem unsere Hausfrauen interessieren werden. Der Brief stammt aus dem Westfrit eines Leutnants, der in Friedenszeiten Oberlehrer ist, und ist aus Mars-la-Tour datiert.

Lebensmittel sind so gut wie gar nicht zu haben, „nix suere, nix maccaroni, nix riz, nix sel, rien du tout, monsieur lieutenant!" Die armen Leute sind selbst froh, wenn sie von unseren Proviantkolonnen, die hier und da durchkommen, Kommißbrot bekommen. Im übrigen leben sie von Milch, soweit die paar Kühe solche geben, die man ihnen auf Befehl des Gouvernements in Metz gelassen hat, von Kartoffeln, Rüben, Bohnen und Obst, das es hier allerdings massenhaft gibt, Aepfel und Pflaumen und Mirabellen besonders. Uebrigens ist dem Militär das Essen von Rohobst streng verboten wegen der Typhus- und Ruhrgefahr.

In Maizières, wo wir etwa neun Tage waren, konnte ich täglich in einer Wirtschaft essen. Auch konnte man bis auf Butter und Milch dort ziemlich alles haben, wenn auch für verhältnismäßig teures Geld (z. B. Zucker Pfund 38 Pf., Kaffee 2 Mk., Salz 26 Pf. usw.). Hier gibt es das natürlich alles nicht und so esse ich wacker mit, was die Mannschaft kocht. Das sind nun zwar keine Leckerbissen, vielmehr weniger gut als reichlich, aber es schmeckt trotzdem recht gut, wenn man Hunger hat. Die Kartoffeln holen sie sich vom Felde, ebenso Kohl und Rüben (Steckrüben), Wurzeln, Bohnen, sogar Tomaten aus den Gärten der verlassenen Häuser, auch Porreziwiebeln usw. Auf einem Felde war Futtergemenge angebaut (Hafer und Wicken), da haben sie sich die Wicken herausgeplückt und als „Erbsen" gekocht (schmeckt aber gemein, besonders wegen der dicken Schalen), die man vorwiehrend wieder aushpucken muß, auch „bischen bitter". Dann haben sie kommtag „Appelpurée" gekocht, durch ein (sauberes!) Taschentuch durchgedrückt. Da wir aber keinen Zucker hatten, so hat es mir nicht geschmeckt. Ich habe es mir dann mit Kartoffeln zusammengemust. Nächsten Tag habe ich ihnen dann die Sache gezeigt: Kartoffeln gekocht oder vielmehr erst das Wasser dazu, dann das große Portion Aepfel durch das Tuch gedrückt, das, was drin blieb, allerdings ziemlich viel, weil das Tuch wohl zu eng war, hat einer nachher so aufgegessen (mit den Kernen), dann die Kartoffeln abgegossen und ordentlich gedrückt, dann das Apfelmus dazu. (S war ne große Portion, die Aepfel kosten ja nichts.) Trockenfleisch durchgeschnitten und dann als Hauptsache 2½ Pfund Speck dazu, und zwar so: den Speck in Würfelchen geschnitten und in zwei Kochkesseln geschmolzen, dann das geschmolzene Fett abgegossen zu dem Aepfel- und Kartoffelbrei und die „Greben" dann noch etwas nachgebraten und auch dazu. Das haben sie dann mit Kommißbrot dazu gegessen und gesagt, es hätte ausgezeig geschmeckt; d. h. ich selbst habe nicht so arg viel Geschmack daran gefunden, daheim schmeckt's besser. Ich weiß nicht, woran es gelegen hat, es schmeckte so bischen pampsig, vielleicht war zu wenig Speck dran? (denn es war ja ein tüchtiger Topf voll für 12 Mann, alle gut auszuwachsen!) Jetzt laß ich sie wieder allein mantschen, ich meine, es wird da immer noch besser, bloß keine Abwechslung, denn das einzige Fleisch, das wir kriegen, ist fetter Speck, meistens gepökelt, manchmal auch frisch. Wir bekommen ihn von einer Proviantkolonne für 62 Pf. das Pfund. Diese kommt alle drei Tage hier durch; warum sie nicht auch mal Kalb- oder Rindfleisch oder meinetwegen Schweinefleisch mitbringen oder wo sie das lassen, ist mir unverständlich, jedenfalls gibt es immer nur „Speck" und daher schmeckt das Essen auch meistens egal, einerlei ob es Bohnen oder Erbsen oder Kohl ist.

Aber wie gesagt, genug ist es, sogar sehr reichlich. Anderdem hat man ja auch Brot (Kommißbrot von der Proviantkolonne), allerdings mit Speck, denn Butter oder Wurst oder Käse gibt es nicht. Meine Dauerwurst, die ich vor 14 Tagen zur Vorsicht mitgenommen habe, habe ich nämlich schon auf. Ich wollte so gern mal etwas braten, Kartoffeln oder dergleichen, aber im Topf geht das nicht recht, auch eignet sich das Feuer nicht so gut. Wir haben zwei eiserne Stangen, die oben je einen Ring haben und senkrecht in dem Boden stecken, durch diese wird eine dritte gesteckt und an der hängen dann die Kessel über dem Feuer. Das darunter auf der Erde angesteckt wird. Es kostet allerdings mächtig viel Holz, aber das „finden" die Leute hier genug, außerdem holen sie sich Kohlen von den Eisenbahnen, die Lokomotiven fahren hier wird in dem Deckel des Kochtesseles meines Burschen, und zwar alles, auch der Kaffee. (Natürlich nacheinander!) Kaffee haben wir nämlich 12 Pfund aus Metz mitgenommen à 1,60 Mark, den die Leute, soweit sie ihn nicht verbrauchen, an den Kantinenwirt zurückgeben können, er haben sich aber schon neuen Vorrat. Ich habe dann in Maizières noch zwei Pfund à 2 Mark dazu gestiftet, weil sie mir immer von ihrem Kaffee abgaben und ich das ohne Bezahlung nicht wollte. Kaffee spielt bei den Leuten merkwürdigerweise eine große Rolle, morgens, mittags und abends. Leider gibt es keine Milch und Butter dazu, bloß Kommißbrot. Die und da treibt mein Bursche ein paar Eier auf (15 Pfg. pro Stück!) und überläßt sie mir. Dann schlage ich mir eins davon als Ersatz für die Milch in den Kaffee.

Meine Morgentoilette vollzieht sich fein, wie es sich gehört, in dem „Waschraum" des Abteils, wohin der Bursche aus einem nahgelegenen Bache Wasser holt. Die Leute waschen sich am Bache selbst; nur mit dem Abort ist es so ne Sache. Den Abort des Wagens kann man nicht gut benutzen. (Denk doch: zwölf Mann und dabei steht der Zug doch still!) Sonst wollen die Leute dort nicht mehr Posten stehen. (Berechtigt!) So muß man sich dann buschmäßig in die Seite schlagen.

Bowesten hat mir übrigens mein Bursche ein Unterhemd, eine Unterhose und ein paar Socken ausgewaschen, da ich nämlich daran dachte, daß sich dieses Kommando so schnell erledigen würde wie das vorige (fünf Tage!), so glaubte ich schon sehr vorsichtig zu handeln, wenn ich außer dem, was ich anhatte, noch eine Reservegarnitur mitnahm. Nun ist es aber heute schon der 15. Tag geworden und dabei hat man die Sachen Tag und Nacht an. Der gute Bursche (der übrigens ein Mann von 37 Jahren und Besitzer einer kleinen Bauernwirtschaft mit einem Pferd und vier Kühen in der Nähe von Landstuhl in der Pfalz ist, außerdem Gefreiter, ein sehr ordentlicher, zuverlässiger und anständiger Mann) hat die Geschichte recht gut gemacht. Warmes Wasser und etwas Schmierseife hatte er von dem Lokomotivführer einer Rangiermaschine bekommen, ebenso einen Eimer. Die Leute selbst waschen ihre Sachen einfach mit Seife im Bache, wozu ich aber nicht viel Vertrauen habe. Uebrigens hat immer Bursche mir die Socken auch wieder „gestopft", wie er es nennt, d. h. er hat die Löcher mit schwarzem Zwirn zusammen genäht. Es geht sich nicht sehr gut darauf. Für Reinlichkeit wird überhaupt peinlichst gesorgt. Wir haben einen Reisbesen gefunden, mit dem täglich morgens ausgekehrt wird und außerdem habe ich noch vor unserer Wegfahrt von Metz einen Aufsichtslumpen kaufen lassen, mit dem nach dem Auskehren feucht aufgezogen wird. Das muß mein Bursche besorgen, der dafür aber vom Postenstehen befreit ist . . .

Wie arbeiten unsere Feldküche?

Die ungeheure Bedeutung einer richtigen und sachgemäßen Verpflegung im Kriege hat sich in dem Balkankriege gezeigt, da nach dem Urteil aller Sachverständigen das türkische Heer hauptsächlich aus dem Grunde geschlagen wurde, weil die Soldaten allzusehr hungern mußten. Hungrige Soldaten können keine Schlacht liefern. Darum ist eine sachgemäße Verpflegung von nicht geringerer Bedeutung als eine gute Bewaffnung. Unsere Feldküchen, die das kriegführende Heer überall hinbegleiten, lösen die Verpflegungsfrage in mustergültiger Weise und dürfen darum auch einen Teil des Ruhmes in Anspruch nehmen, an den großen Siegen unserer Soldaten mitgewirkt zu haben.

Durch die fahrbaren Feldküchen wird die wichtigste Arbeit, nämlich das Abkochen und Fertigstellen eines warmen Essens, erledigt. Ein Feldküchenwagen besteht aus dem Vorderwagen mit dem Proßgestühl und dem Hinterwagen. Wichtig ist im Krieg die Forderung, daß das Kochen der Speisen nicht erst im Lager erfolgen kann, sondern schon während des Marsches durchgeführt ist. Zu diesem Zwecke sind die Feldküchen derartig eingerichtet, daß der Speisekessel nur angeheizt zu werden braucht und dann vollkommen selbsttätig weiter kocht. Eine zweite wichtige Forderung geht dahin, daß die Speisen nach erfolgtem Abkochen auch längere Zeit warm bleiben. Nicht immer stehen die Soldaten im Kriege genau festlegen, wann sie zum Essen kommen. Oft vergehen Stunden, bis endlich eine Ruhepause zum Essen eintritt. Manchmal setzen sich die Soldaten gerade zum Essen hin, müssen aber sofort wieder aufspringen, da Gefahr von einem heranrückenden Feinde droht. Das Essen muß also warm gehalten werden, um schmackhaft zu bleiben. Zu diesem Zwecke hat der Speisekessel eine doppelte Wandung. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Wänden ist mit einer Masse gefüllt, welche das Entweichen der Wärme verhindert und zugleich auch das Anbrennen der Speisen verhütet. Durch diese Vorrichtung ist es möglich, die Speisen 10 bis 12 Stunden warm zu halten.

Jedes Regiment verfügt über eine größere Anzahl derartiger Feldküchen, von denen jede einen Vorrat für 250 Mann kochen kann. Auf dem Hinterwagen befinden sich zwei Kessel, von denen der größere mit einem ungefähren Fassungsraum von 200 Litern für die Zubereitung der Speisen und der kleinere mit einem ungefähren Fassungsraum von 75 Litern für die Herstellung von Kaffee und Tee dient. Jeder Mann erhält ungefähr ein Liter warme Kost und ¼ Liter Getränk. Die Feldküchen jedes Mannes weist ein sehr praktisches Gegeschirr auf, in dem sich sogar ein Löffel und eine Gabel befinden. Zur Mittagszeit oder im Biwak bracht der Mann also nur sein Eßgeschirr hervorzuholen und es sich von dem „Tischlein deck dich" der Feldküchen füllen zu lassen. Der Vorteil, daß die Mannschaften während der oft tagelangen Kämpfe stets mit warmer Kost gestärkt und erquickt werden, liegt auf der Hand.

Kriegshumor.

Der verkannte Biernuierlsatz. Bei der russischen Einquartierung in Skalsgirren spielte sich nach der „Tilsit. Allg. Ztg." folgender ergötzliche Vorfall ab. Kam da ein Sohn aus dem dunkelsten Rußland in ein hiesiges Lokal und bestellte sich ein Glas Bier. Bevor ihm noch dasselbe gereicht wurde, nahm er einen von den vor ihm liegenden Bierunterlätzen aus Filzpappe, die bekanntlich als Reklame von den Brauereien geliefert werden, und begann langsam daran zu beißen. Lächelnd und staunend ließ man ihn gewähren. Als dann das Bier hinzukam, rutschte der ungewöhnliche Zubiß besser, und bald hatte der russische Soldat den Unterlatz mit dem Getränk heruntergespült. Nachdem dies geschehen, bestellte er sich noch ein zweites Glas Bier, gab aber gleichzeitig in gebrochenem Deutsch zu verstehen, daß er nichts mehr „dazu" haben wolle. In Rußland gebe es in den Wirtschaften zu Schnaps und Bier auch Brot zum Zubeißen, aber das deutsche Gebäck sei nicht zu genießen! Erst als andere Gäste hinzukamen und ihr Bierglas auf das vermeintliche Brot stellten, wußte er, was das Gebäck für einen Zweck hat.

Kriegstrauung im Kindermund. Anna, die langjährige Küchenfee, läßt sich, bevor ihr Schatz ins Feld rückt, mit ihm, mit dem sie sich unter anderen Verhältnissen wohl erst später verheiratet hätte, kriegstrauen.

Sie ist mit dem Krieger zu diesem Zweck eben fortgegangen, und da bei darauf Besuch gekommen ist, erzählt dieserm der kleine Max, der die Anna sehr lieb hat, sie sei fortgegangen, um zu heiraten.

„Na, Max, grämst Du Dich denn nicht, daß Anna heiratet?" wird der Kleine gefragt.

„Nein", meint er, „wenn sie genug geheiratet hat, kommt sie wieder!"

(Simplicissimus.)

Sein Wunsch. Mein Junge besucht das Unterprimanasium. Bei Tische fängt er öfters Gespräche über Politik auf und hört unter anderem von der Boykottbewegung gegen die Anwendung der französischen und englischen Sprache. Da sagt er eines Tages nachdenklich: „Ach Gott, wenn wir doch auch Krieg mit den Lateinern hätten!"

(Simplicissimus.)

Die Soldatenmutter.

Mein Junge! Mein Junge!
Daß ich's übersteh'!
Sie haben's geschrieben:
Vorm Feind hist du blieben!
Ach, tut das weh!

Mein Junge! Mein Junge!
So frisch und so froh!
Sie haben's geschrieben:
Nun liegst du begraben
Ach, irgendwo!

Mein Junge! Mein Junge!
O, das ist schwer!
Doch will ich sein stille:
Es ist Gottes Wille!
Drum klag' ich nicht mehr!

Mein Junge! Mein Junge!
Und tapfer warst du!
Sie haben's geschrieben:
Als Held bist du blieben! —
So trag ich's in Ruh'.

Reinhold Braun.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410101/fragment/page=0002